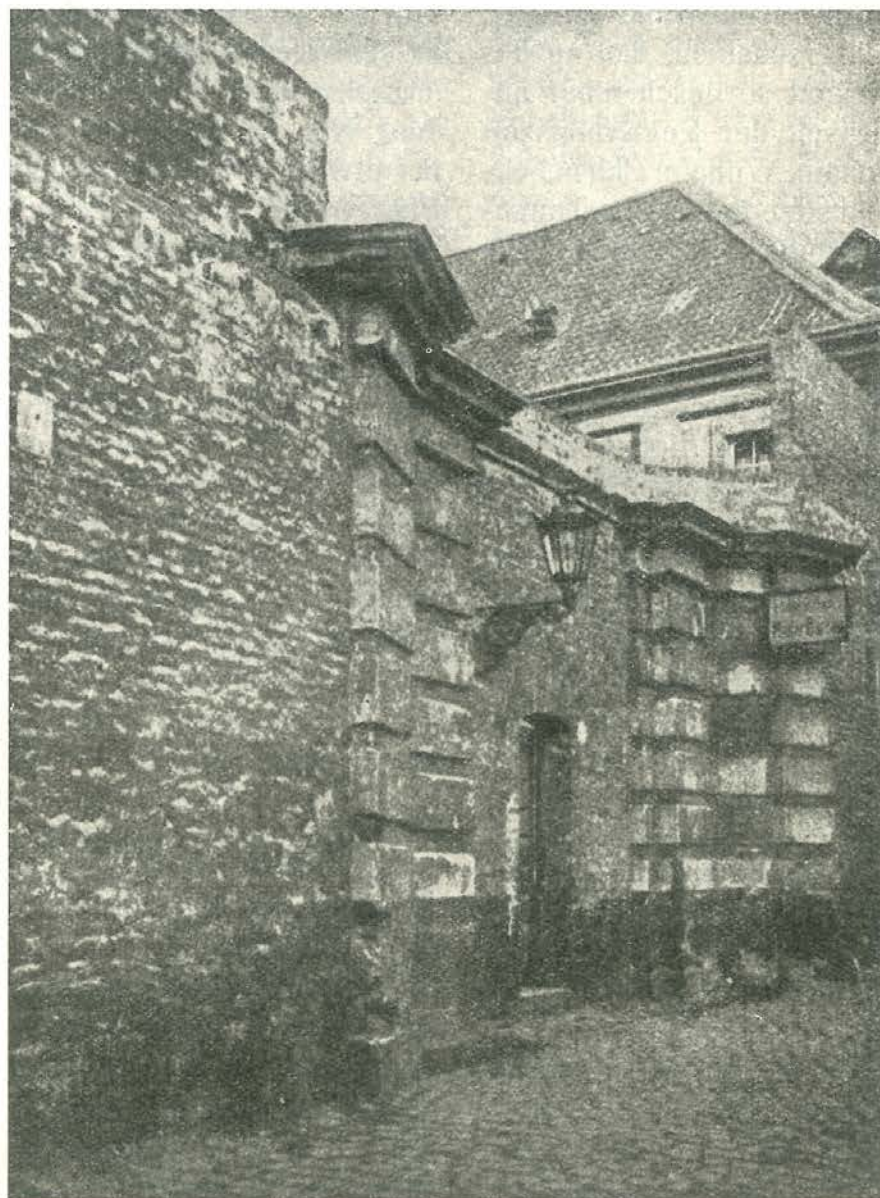




DÜSSELDORFER HEIMATBLÄTTER

HERAUSGEBER: »DÜSSELDORFER JONGES« E. V.
SCHRIFTLEITUNG: DR. PAUL KAUSAUSEN, DÜSSELDORF
VII. JAHRGANG HEFT NR. 10

1288 650 JAHRE STADT DÜSSELDORF 1938



Das alte malerische Einfahrtstor in der Schulstraße

Archivrat i. R. Dr. Friedrich Lau:

Zwei Adelssitze im Düsseldorfer Zitadellviertel

Nur wenige Düsseldorfer, die heutzutage von der Rheinstraße aus die sich dann ausbreitende unbebaute Fläche nach dem jetzigen Rheinufer hin durchschritten haben, denken wohl gelegentlich daran, daß sie ihr Weg damit über das ausgefüllte Becken des älteren Düsseldorfer Hafens geführt hat. Keinem aber, der dann vom Rheinufer aus in die Schulstraße einbiegt, wird es glaublich erscheinen, daß an der Nordseite dieser jetzt so unscheinbar anmutenden Straße seit der Regierungszeit des Kurfürsten Johann Wilhelm sich nebeneinander die Wohnsitze damals hochangesehener Grafenfamilien befanden. Die Bodengestaltung der Gegend hat sich eben seit jener Zeit so von Grund aus geändert, daß ein solcher Zweifel wohl berechtigt erscheint. Aber zur Zeit der ersten Bebauung hatten die Grundstücke dort noch den in einer von Wällen eingegrenzten Stadt, wie es Düsseldorf war, doppelt zu schätzenden Vorzug einer wenigstens nach einer Seite hin freien Lage und wurden nach dem Rhein und dem Hafen zu nur durch die Festungsmauern von der freien Luft getrennt. Die günstige Gelegenheit zur ergiebigen Ausnutzung eines bisher rein militärischen Zwecken vorbehaltenen Bodens ergab sich damals aus der nach langen, fruchtlosen Erörterungen und fehlgeschlagenen Versuchen jetzt endlich beginnenden planmäßigen Erschließung des Zitadellviertels für den Anbau. Es war in der Tat ein für die Entwicklung der Stadt recht bedeutsames und lang gehegtes Projekt, das jetzt zur Ausführung kommen sollte.

Hatte doch gerade ein Jahrhundert zuvor (1583) der Bergische Landtag bei dem Herzog beantragt, er möge den noch immer

unfertigen Zitadellenbau mit guter Verordnungsung zu der Stadt kommen lassen, damit dort Häuser gebaut und so die Stadt erweitert werden könnte. Die Anregung wurde 1596 erneuert. Wenn damals ein Agent des Neuburger Pfalzgrafen an seinen Herrn berichtete, das die Ausführung des Projekts noch „in weiten Bergen zu stecken scheine“, so hatte er mit dieser Ansicht nur zu sehr Recht. Die Zitadelle behielt auch fernerhin ihre rein militärische Verwendung. Nur wurde sie nach Süden hin später um etwa die Hälfte verkleinert. Der alte Plan wurde dann zu Zeiten des Herzogs Philipp Wilhelm erneut aufgegriffen, fand aber erst unter seinem Sohne Johann Wilhelm seine nunmehr endgültige Verwirklichung. Man möchte glauben, daß schon wegen der gestiegenen Einwohnerzahl der Stadt es an Baulustigen kaum fehlen konnte. Aber auch jetzt noch bedurfte es mancher Zusicherungen von Vorteilen, um die noch immer mangelnde Baulust zu beleben und anzufeuern. Die jetzt den neuen Ansiedlern der Zitadelle verliehenen Privilegien waren verschiedenartig. Während in den meisten Fällen die Urkunde den Bauherren an den neuen Straßen nach kostenloser Überlassung des ja dem Fürsten ohnehin gehörenden Baugrundes Freiheit von allen Steuern für 30 Jahre vom Beginn des Baues an neben noch anderen Vorteilen zusicherte, erfuhren die Privilegien für begünstigte Personen oder für größere Bauvorhaben eine erhebliche Erweiterung. Denn dann — und dies gilt auch für die hier behandelten Bauten — wurde sowohl den ersten Bauherren der Häuser wie auch ihren Rechtsnachfolgern im Besitze, den Erben sowohl

wie den späteren Käufern ein ewiges Privileg erteilt, das also nicht an die Person, sondern nur an den Boden geknüpft war. Diese so bevorzugten Grundstücke sollten für ewig von allen Real- und Personallasten befreit bleiben, ewig frei sein von Steuern wie auch von Einquartierung für die gleiche unbegrenzte Zeit. Auf diese verheißungsvollen Zusicherungen hin ließ denn auch der wahrscheinlich erste Bauherr des neuen Stadtteils, der Oberkriegskommissar Theodor v. Schönebeck, 1683, also genau ein Jahrhundert nach dem ersten Auftauchen des Gesamtprojekts, den Grundstein seines Hauses durch die ihm eng befreundeten Brüder des nahen Oberservantenklosters weihen. Aber noch bei Lebzeiten des Oberkriegskommissars — er starb im Dezember 1688 — wurde auf dem Nachbargrundstück ein neues und weit größeres Haus aufgeführt. Sein Bauherr war ein hochadeliger Herr. Der Reichsgraf Jakob v. Hamilton, ein Sprößling eines Schottischen Geschlechts, hatte sich seit seinem Eintritt in das Korps der Edelknaben (1653) als Offizier, Beamter und Diplomat im Dienst des pfälzischen Hauses mannigfach bewährt. Sein neuer Adelssitz war schon 1693 im Bau vollendet, als er damals das Nachbarhaus der Erben des v. Schönebeck für den Kaufpreis von 4800 Reichstalern an sich brachte. Er erweiterte sein ursprüngliches Grundstück durch einen Teil des neuen. Mit diesem Zuwachs umfaßte das erstere nach einer Katastermessung des Jahres 1801 nicht weniger als 138 Ruten 73 Quadratfuß, von denen auf den Garten 68 Ruten 62 Fuß und auf die Promenade mit Terrasse 9 Ruten 6 Fuß entfielen. So war also hier ein Gegenstück zu dem Besitz des Grafen v. Diamantstein am anderen Ausgang der Zitadelle geschaffen, und es besteht eine große Wahrscheinlichkeit für die Annahme, daß beide Bauten mit ihren Gartenanlagen das Werk des gleichen Architekten gewesen sind. Übrigens hat

der Graf v. Hamilton sein neues Besitztum nur noch kurze Zeit bewohnt. Er trat in den Dienst des Kaisers und siedelte nach Österreich über, wo er schon über großen Grundbesitz verfügen konnte. Der Düsseldorfer Herrensitz wurde vermietet. Und wir kennen wenigstens einen der natürlich gleichfalls adeligen Mieter in der Person des Grafen Moritz Wilhelm v. Bentheim, der von 1696 bis zu seinem Tode im Jahre 1701 Obristkammerherr des Kurfürsten war. Nicht lange nachher, am 6. Februar 1706, veräußerte der Graf v. Hamilton seinen gesamten Grundbesitz im Zitadellviertel, also auch das frühere Schönebeckische Haus, und einige jenseits der Schulstraße gelegenen Stallungen mit noch unbebauten Plätzen an den Freiherrn Johann Arnold v. Leerodt und dessen Frau, eine v. Wylich. Diesmal wurde ein Kaufpreis von 18000 Gulden, je 1½ Gulden zu 1 Reichstaler gerechnet, von 1000 Gulden Verzichtsgeld und 1 Reichstaler als Gottesheller ausgemacht. Nach kaum einem Jahre bot sich für den Freiherrn v. Leerodt die Möglichkeit das Schönebeckische Haus zu veräußern. Ankäufer waren jetzt die Witwe Freifrau Adriana Alexandrine v. Nesselrode zu Ehreshoven und ihr Sohn Franz Alexander, der spätere Graf. Im Besitz dieser Familie, der so manche Kanzler und Statthalter der Lande angehörten, ist dann das Haus bis ins vorige Jahrhundert verblieben. Um 1775 wurde es erneuert, und bietet so mit dem gefälligen Bau seiner Fassade dem vom früheren Tor aus die Zitadellstraße Betretenden im Blickfeld ein hübsches Bild.

Ein anderes, zuletzt unerfreuliches Schicksal hatte das im Besitz der v. Leerodt verbliebene Hauptgrundstück, das, ganz abgesehen von seiner erheblicheren Größe, durch seine Lage in größerer Nähe des Rheins und seine Gärten ungleich mehr begünstigt war als die nachbarliche Besitzung. Auch hier erlangte der Eigentümer

die Grafenwürde. Als aber die neue Grafenfamilie schon mit dem ersten Träger des Titels im Mannsstamme ausstarb, fielen die Düsseldorfer Liegenschaften an die im Freiherrenstand verbliebene Nebenlinie der v. Leerodt. Sie gehörten später (um 1800) je zur Hälfte dem Freiherrn v. Bongard und dem Freiherrn v. Scharfenstein genannt Pfeill, dem späteren Maire von Düsseldorf, die beide mit Töchtern der Familie v. Leerodt vermählt waren. Damals wurde das Grundstück noch auf 9600—10000 Gulden taxiert. Wohl bald danach kam es in bürgerlichen Besitz. Fast gleichzeitig begann die Entwertung. Durch die Ausfüllung des bisherigen Hafenbeckens büßten die Häuser der Gegend viel an ihrem wirtschaftlichen Wert ein. Doch behielt das

frühere Leerodtsche Haus auch noch ferner den Vorzug durch seine Gärten. Noch 1820 werden der Lustgarten und der Hofgarten erwähnt. Und so wurden Haus und Gärten, deren Besitzer der Kaufmann Theodor Stapper war, unter dem klangvollen Namen „das Parlament“, wahrscheinlich schon 1809, bis in die dreißiger Jahre der Sitz des gleichbenannten kaufmännischen Vereins. Das weitere Geschick des Hauses verlohnt wohl keine Schilderung mehr. Heute erinnert nur noch ein von verwitterter Hausteinfassung umrahmtes Einfahrtstor in einer hohen Mauer, über die ältere und neuere, gleichmäßig unschön wirkende Bauten hervor schauen, an die versunkene Vergangenheit.

★

Otto Teich-Balgheim:

Marmorbüste eines Kavaliere vom Hofe Jan Wellems

Es darf als eine besonders freundliche Fügung angesehen werden, daß gerade im Jubiläumsjahr Düsseldorfs der Fund eines bisher unbekanntes Meisterwerkes des Gabriel von Grupello gelang, des Schöpfers des weltbekanntes Wahrzeichens der Stadt, des Reiterdenkmals Johann Wilhelms.

Im Jahre 1692 besuchte der Holländer Huygens jr., Sekretär des Königs Wilhelm III. von England, das Atelier Grupellos in Brüssel, der um jene Zeit Skulpturen für das neue Schloß des Königs in het Loo geschaffen hatte. Über diesen Besuch machte Huygens eine kurze Eintragung in sein sorgfältig geführtes Reisetagebuch. Er sah und notierte in der Werkstatt des Meisters u. a. jene drei lebensgroßen Marmorstatuen der Venus, der Juno und des Paris, die sich

noch im Jahre 1834 in Düsseldorf befanden, seitdem aber leider spurlos verschwunden sind. Huygens rühmt insbesondere die große Schönheit der Parisstatue und erzählt dann, daß er auch eine Anzahl von Büsten gesehen habe, von denen Grupello sagte, er habe sie ohne Modellsitzung geschaffen, nachdem er die Dargestellten nur einmal flüchtig gesehen habe.

Dieser Fähigkeit, Bildnisbüsten von größter Ähnlichkeit anfertigen zu können, ohne daß dazu das Modell längere Zeit hätte zur Verfügung stehen müssen, rühmte sich Grupello auch später, im Jahre 1719, als er ein Gesuch an Kaiser Karl VI. richtete. Er erinnert den Kaiser daran, daß er von ihm bei seiner Anwesenheit in Düsseldorf 1703 eine Tonbüste hergestellt habe, obwohl er den jungen Fürsten, damals

König Karl III. von Spanien, nur einmal kurz bei der Hofafel habe beobachten können.

So ist es denn bei dieser besonderen Begabung für das Porträt nicht verwunderlich, daß Grupello sehr viele Bildnisbüsten in Düsseldorf geschaffen hat, als er hier von 1695—1716, also 21 Jahre lang, als Kabinetstatuarius am Musenhofe des Mäzens Johann Wilhelm lebte und arbeitete. Von diesen Werken sind uns die Porträt-Darstellungen des Kurfürsten und seiner Gemahlin bekannt; die Büsten der Persönlichkeiten vom Hofe, von denen eine ganze Anzahl im Inventar Grupelloscher Werke aus dem Jahre 1716 aufgezählt ist, ist nicht eine einzige mehr erhalten oder bisher als Arbeit Grupellos bekannt gewesen. Wir mußten diese Lücke unserer Kenntnis des Werkes Grupellos auf dem Gebiete der Porträtplastik um so mehr bedauern, als wir nach den erhaltenen Arbeiten dieser Gattung annehmen durften, daß sie von ähnlicher barocker Schönheit gewesen, wie die Büsten des Kurfürsten und der Kurfürstin.

Gegen dreißig Bildnisbüsten von der Hand Grupellos werden im Inventar 1716 aufgezählt, die teils aus Marmor und Bronze, teils aus Ton gefertigt waren. Diese letzteren waren also Modelle, von denen die Ausführungen in wertvollem Material in den Besitz der Dargestellten übergegangen sein dürften. Allerdings mögen auch einige der Tonmodelle nicht zur Ausführung gekommen sein.

Die nunmehr in Düsseldorfer Privatbesitz aufgefundene, in Verbindung mit diesen Zeilen mit freundlicher Erlaubnis des augenblicklichen Besitzers zum erstenmal der Öffentlichkeit im Bilde vorgeführte Marmorbüste eines Unbekannten läßt auf den ersten Blick den Stil und die Meisterschaft Grupellos erkennen. Der dekorative Wurf der Gewandung, die leichte Linkswendung des Kopfes, die feine psycholo-

gische Charakterisierung, die subtile Behandlung des Haares, die technische Vollendung, die namentlich in der Wiedergabe des Brokat-Stoffes und der Spitzen des Jabots erkennbar ist, das alles sind Merkmale seiner großen Kunst. Es gab in der Zeit der Entstehung der Büste — d. h. kurz nach 1708 — keinen Bildhauer am Düsseldorfer Hofe außer Grupello, der auch nur entfernt fähig gewesen wäre, ein solches Werk zu schaffen. Außerdem aber hätte sich Grupello eine solche Arbeit nicht nehmen lassen, für die allein er als Hofbildhauer des Kurfürsten und als oberster Leiter der Bildhauerei am kurfürstlichen Hofe in Betracht kam, denn es handelte sich um die Darstellung eines der vornehmsten Kavaliers, eines Ritters des Hubertusordens.

Der Umstand, daß der unbekannte Kavalier das Kreuz des Hubertusordens trägt, beweist, daß er dem Hofe Jan Wellems angehörte, und daß die Büste nicht vor 1708 entstanden sein kann. Der Kurfürst hatte in diesem Jahre den vor mehr als 250 Jahren gegründeten, dann in Vergessenheit geratenen Orden neu gegründet und außer einer Anzahl von fürstlichen Personen einige Herren aus dem Adel seiner Länder und seines Hofes zu Rittern des Ordens ernannt. Da der dargestellte Herr den Hubertusorden trägt, so muß er sich unter diesen ersten Rittern befunden haben. Deren Namen waren: Graf Diemanstein, Graf Manderscheidt-Blankenheim, Graf von Gymnich, Graf Schaesberg, Baron v. Gise, Baron v. Hontheim, Graf von Vehlen, Baron v. Sickingen, Graf v. Schellart-Görtzenig, Baron v. Hillesheim, Graf v. Schellart-Geistern, Marquis Malvezzi-Angelelli, Graf v. Lerodt.

Einer von diesen Herren muß der Dargestellte gewesen sein und zwar ein hoher Hofbeamter, nicht ein Mann von militärischem Rang, da er in diesem Falle einen Brustpanzer tragen würde, wie es üblich

war und wie es sich auch aus Porträtzeichnungen der Handschrift Rapparini ergibt. Den fürstlichen Rittern kann er nicht zugezählt werden, da er dann ebenfalls einen Brustharnisch und wohl auch noch ein weiteres Ordensabzeichen tragen würde.

Das Inventar 1716 zählt unter den Bildnisbüsten von Grupellos Hand folgende Hofkavaliere auf: Graf Schaesberg, Graf v. Diemanstein, Graf v. Hontheim, Geh. Rat v. Hompesch, Kommandeur v. Loë. Von diesen waren Hontheim und Loë Militärs, ersterer Generalkommissar der kurpfälzischen Armee, letzterer Provinzialkommendator des Deutschen Ritterordens, beide hatten also den Harnisch zu tragen.



Marmorbüste eines Kavaliers vom Hofe
Jan Wellems

Photo: Teich-Balgheim

Graf Schaesberg trug, wie wir aus Bildern wissen, einen solchen, und hat außerdem keine Ähnlichkeit mit dem Dargestellten. Geheimrat von Hompesch war nicht Hubertusritter, trug darum den Orden nicht. So bleibt also unter den im Inventar genannten Kavalieren, von denen Grupello Büsten angefertigt, nur Graf Diemanstein, der Ordensritter, ja Groß-Kommandeur des Hubertusordens war*), übrig; er kommt in erster Linie als Dargestellter in Betracht. Nur ein Kavalier konnte außer ihm in Frage kommen, der italienische Marquis Angeli, der sich im Auftrage des Großherzogs von Toskana am Düsseldorfer Hofe aufhielt. Doch gerade er wird im Inventar nicht erwähnt.

Betrachtet man die Büste, so wird sofort klar, daß es sich nicht um das Porträt einer militärischen Persönlichkeit, eines Generals etwa, handelt, sondern daß sie einen feinen Kavalier, einen gewiegten Diplomaten darstellt. Das verbindliche Lächeln, die leicht verschleierte Augen, die trotzdem unter halb herabgelassenen Lidern scharf beobachten, die liebenswürdige Wendung des Kopfes, die reiche Hofkleidung, das alles gibt das Bild des typischen gewandten Hofmannes.

Freiherr Adam von Diemanstein entstammte einem alten bayerischen Adelsgeschlecht (die Schreibung „Diamantstein“ ist falsch und auf irrümliche Deutung des Namens zurückzuführen; dieser kommt von der Stammburg Diemenstein her), wurde 1701 zum Oberhofmeister ernannt, 1704 erhielt er zu dem kurpfälzischen den kaiserlichen Geheimratstitel, 1708, also kurz vor der Erneuerung des Hubertusordens, wurde er in den Reichsgrafenstand erhoben, und danach zum Ordenskommendator, also zum ersten der adeligen Ritter ernannt. Zu seinen vielen höfischen Ämtern gehörte

*) Rapparini: „... Son Excellence Monsieur le Comte de Diemanstein, est grand Commandeur de l'ordre“.

auch das des Intendanten des kurfürstlichen Theaters und der Oper. Seine Gattin entstammte dem alten niederrheinischen Geschlecht v. Velbruck. Die Ehe war kinderlos. Graf Diemansteins Wohnsitz in Düsseldorf war das heutige Speesche Stadtschloß. Dort starb er 1730; sein und seiner Gattin Epitaph aus schwarzem Marmor befindet sich in der Kapelle des ehemaligen Karmelitenklosters, wo auch sein Wappen, von der Kette des Hubertusordens umgeben, heute noch den Hochaltar schmückt. (In diesem Kloster lebte übrigens eine Tochter Grupellos als Nonne.)

Diemanstein war Johann Wilhelms Günstling in einem solchen Ausmaße, daß sein Einfluß auf den Kurfürsten nicht nur den Neid der übrigen Hofgesellschaft erregte, sondern auch der Kurfürstin höchst verderblich erschien. Nannte sie ihn doch einmal in einem Briefe, den sie in ihre Heimat sandte, eine „Schlange“; sie schrieb ihm die Schuld zu, er veranlasse den Kurfürsten zu kostspieligen Experimenten auf dem Gebiete der Goldmacherei. Daß gerade die Kurfürstin in so schroffem Gegensatz zu ihm stand, ist bezeichnend, da sie, die begeisterte Freundin der höfischen Musik und der kurfürstlichen Oper, doch gerade ihm, dem Intendanten, eigentlich hätte besonders nahestehen müssen.

Kurz: Adam v. Diemanstein war der typische Hofkavalier, ein Mann von hoher gesellschaftlicher Stellung, von Bildung, voll von Verbindlichkeit und diplomatischer Klugheit, wahrscheinlich gemischt mit einem nicht geringen Quentlein Intrigantentum.

Dieses Charakterbild spricht mit Evidenz aus den Zügen der Büste; man kann sich kaum eine überzeugendere Verkörperung eines Hofkavaliers des Barock denken, als dieses Marmorbildnis, dessen Antlitz von



Dieselbe Büste – Seitenanblick

Photo: Teich-Balgheim

vorn und von beiden Seiten jeweils einen andern Ausdruck, doch immer Verbindlichkeit, lauernde Beobachtung und geistige Gewandtheit in den feinsten Nuancen erkennen läßt.

Ob der Dargestellte nun wirklich Diemanstein ist oder nicht, kann so lange nicht zuverlässig und uneingeschränkt gesagt werden, als uns ein anderes Bildnis von ihm, etwa ein zeitgenössisches Ölgemälde, zum Vergleich fehlt. Mag er es sein oder ein anderer: das steht zweifellos fest, daß die Büste ein Meisterwerk Grupellos ist, und einen Ritter des Hubertusordens, Kavalier vom Hofe Johann Wilhelms in Düsseldorf in lebendigster Auffassung darstellt.

★

Robert Schumann kommt in die Walhalla

Unter dem 31. August 1938 lesen wir in den „Münchener Neuesten Nachrichten“:

Die Büste des Komponisten Robert Schumann wird, wie der „Bayerische Anzeiger“ (Regensburg) meldet, in die Walhalla aufgenommen. Die Aufstellung erfolgt am 8. Juni 1940.

In diesen Tagen werden es 130 Jahre, daß der gefeierte Tonsetzer als Sohn des Buchhändlers August Gottlob Schumann in Zwickau geboren wurde.

Wie das Blatt weiter erfährt, wurde das Ansuchen, es möge Schumann einen Ruhmesplatz in der Walhalla erhalten, vom Vorsitzenden der Schumanngesellschaft, dem 82 Jahre alten Kirchenmusiker Kreisig, gestellt. Kreisig hat auch im Jahre 1910 das Schumann-Museum in Zwickau gegründet, das er, nachdem es in den Schutz der Stadt übergegangen ist, heute noch leitet.

★

Hans Sturm:

Robert Schumann der Romantiker der Musik

Auf dem Marktplatz der kleinen sächsischen Stadt Zwickau hatte Friedrich August Gottlob Schumann eine gutgehende Buchhandlung und einen kleinen Verlag und war als Herausgeber wissenschaftlicher Schriften und Nachschlagewerke eine weit über die Stadtgrenzen hinaus bekannte und geachtete Persönlichkeit. Seine vielseitige Tätigkeit ließ ihm wenig Zeit für die Familie, aber für seinen siebenjährigen Sohn Robert fand er immer Zeit. Der aufgeweckte, frühreife Knabe schrieb Gedichte, kleine Bühnenszenen und war wegen seines guten Klavierspiels im ganzen Städtchen bekannt. Stundenlang konnte der Kleine sich in Bücher und Zeitschriften vertiefen.

An einem frühen Morgen stürzte er in des Vaters Privatkontor mit den Worten: „Weißt du, Vater, was ich jetzt komponiert habe?“

„Na, und?“

„Ja, ein großes Werk — den 105. Psalm für Chor und Orchester. Ja, und unsere Schülerversammlung wird ihn bald aufführen unter meiner Leitung, und dann sollst du mir sagen, ob ich Musik studieren darf, Vater!“

Da trat die Mutter herein und wurde ernst, als sie die letzten Worte Roberts vernahm: „Aber ich bitte dich, lieber Mann, der Junge darf kein Musiker werden! Robert, werde doch endlich vernünftig! Musikanten sind Hungerleider! Denk' an den armen Mozart, der gehungert hat und ein Armenbegräbnis erhielt!“ Da unterbrach sie Vater Schumann: „Gemach, noch ist nichts beschlossen. Der Hofkapellmeister Weber in Dresden hat Robert als Musiker eine glänzende Zukunft vorausgesagt; aber erst soll er sein Gymnasialstudium beenden, das weitere wird sich

dann ergeben!“ — Bald darauf wurde der Vater von einer schweren Krankheit dahingerafft. Die Mutter und der Vormund bestimmten für Robert das Studium der Rechte. So ward aus dem lebensfrohen Knaben ein stiller, weltabgewandter Träumer.

*

Es ist zu verstehen, daß der angehende Rechtsstudent sich in der musikalischen Sphäre des Hauses des Leipziger Professors Dr. Carus wohler fühlte als in den trockenen Kollegs. An einem dieser „unvergeßlichen Abende“ lernte er dort den Leipziger Musiklehrer Friedrich Wieck kennen, dessen neunjähriges Töchterlein Klara eine Mozartsonate meisterlich am Flügel spielte. Der junge Mozart kann kaum herrlicher gespielt haben, dachte Schumann bei sich und trat an Wieck heran mit der Bitte: „Meister Wieck, Sie wissen, ich spiele leidlich Klavier, würden Sie mich nicht zum Virtuosen ausbilden wollen?“ Der Meister schüttelte den Kopf: „Was wird die Mutter dazu sagen?“ „Wenn Sie ihr schreiben . . .“

Wieck schrieb an Schumanns Mutter einen langen Brief und prophezeite Robert eine große Zukunft. Schweren Herzens gab die Mutter ihre Zustimmung.

*

Zehn Jahre später. Klaviervirtuose ist er nicht geworden, da er sich durch zu fleißiges Üben eine Lähmung des Mittelfingers zugezogen hatte. Um so schöneres schuf er in seinen Kompositionen. Mehr als hundert Klavierstücke, einige Symphonien und viele Lieder künden bereits seinen Ruhm in der Welt. Aber nicht rasten! Die schönen Szenen aus Goethes „Faust“ will er vertonen.

Die neunzehnjährige Klara Wieck ist seine Beraterin und Gattin geworden. In

Leipzig, wo er seit 1834 die von ihm begründete „Neue Zeitschrift für Musik“ leitete, bauten sie ihr Nest. Aber die ungeheuer rege geistige Tätigkeit — Schumann war nebenher als Musikkritiker bekannt und gefürchtet — erschöpfte ihn bald. Er wurde melancholisch, fühlte sich bedrückt und krank und spürte oft im Kopf quälende Schmerzen. Der Arzt schlug Luftveränderung vor, und die besorgte Gattin sagte: „Ziehen wir nach Dresden. Dort warten liebe Freunde und neue Anregungen.“ Und wirklich erholte er sich hier, arbeitete bald mit doppeltem Eifer an den Faust-Szenen und gründete einen Chorgesangverein zur Pflege des deutschen Liedes. Einige große Konzertreisen mit Klara brachten ihnen klingenden Lohn und „reichen Lorbeer“. Dann tauchte das alte Leiden wieder auf. Er glaubte, nirgendwo Ruhe zu finden. Sein Freund Hiller berief ihn an seiner Stelle als Musikdirektor nach Düsseldorf. Das war nach seinem Wunsch. Am sonnigen Rhein hoffte er zu gesunden und seines Lebens wieder froh zu werden.

*

Ein blasser, früh gealterter Mann sitzt am Fenster mit dem Blick auf den frühlingfrischen Garten und studiert eifrig eine russische Landkarte. Er ist den Freuden des Lebens und seiner Kunst entrückt. Von namenloser Angst gefoltert, hatte er sich aus seinem Haus am Fastnachtsmontag 1854 entfernt, um in den Wassern des Rheins Erlösung zu finden. Fischer hatten ihn gerettet, und seitdem sitzt er in dem freundlichen Zimmer der Endenicher Nervenheilanstalt des Dr. Richarz — und weiß es nicht. Ein junger, hochgewachsener Mann tritt herein. Schumann sieht auf und ruft: „Ach, mein lieber treuer Brahms, gut, daß Sie mir Nachrichten von zu Hause bringen; bald bin ich wieder daheim und kann dann ruhen, ruhen . . .“ Dann denkt

er wieder an das Zusammenstellen der neuen Konzertreise nach Rußland, wo sie vor Jahren so große Triumphe feiern konnten, er und Klara Schumann, die am besten Beethovens und Robert Schumanns Klavierstücke spielte.

Am 29. Juli 1856 summt er schon frühmorgens sein Lied: „Über'm Garten durch die Lüfte hört' ich Wandervögel zieh'n . . . Man rief seine Gattin, die mit bitterem Schmerz erkannte, daß jede Hoffnung auf

Rettung vergeblich sei. Er phantasiert von seinen Quintetten und Chorwerken und von allem, was er noch schaffen will. Völlig erschöpft sinkt er in die Arme seiner Frau: „Komm, Klara, ich will ausruhen — in deinen — lieben — Armen . . .“ Der leise eingetretene Arzt stellt den Tod fest.

Sein kurzes Leben ist wie eine dunkel-tönende von wenigen heiteren Stunden überschimmerte Ballade, die weiterklingt von Generation zu Generation.

★

Hans Janson:

Requiem

Er kam von Wien. Mit Sehnsuchtsarmen hatte es ihn, den Jungen aus dem Hamburger Armenviertel, heim und an die Gräber seiner Toten gezogen. Und nun stand er, selbst ein alter Mann und dem Grabe näher, als er wußte, auf dem Bonner Sterntorfriedhof, wo neben Schumann, Niebuhr, Arndt und Dahlmann noch so viele andere große Toten schlafen. Da stand er, nun selbst ein berühmter Mann und das dritte große B hinter Bach und Beethoven, wie sein Freund Bülow von ihm sagte, an der Gruft derer, die ihm das Teuerste im Leben waren. Und doch, er hatte den Freund und Meister, dessen Züge das weiße Steinbild so getreulich wiedergab, wegen der Frau, die neben ihm schlummerte, beneidet. Aber war aus diesem Neid auf Robert und seine Kinder, aus dieser heimlichen Liebe zu Klara nicht sein Bestes und Höchstes geboren worden — das deutsche Requiem?

O, er liebte den Ruheplatz der Toten. Er liebte die Toten überhaupt mehr als die Lebenden. Stundenlang mochte er bei ihnen verweilen, stundenlang in den stillen Fried-

hofsgängen sich ergehen. Und wenn er in Hamburg ein Konzert gegeben hatte — was tat er dann am andern Morgen? Er trug die Kränze, die ihm gereicht worden waren, auf des Vaters Grab. Und also hätte sein tägliches Gebet, auch das für die Toten, lauten können:

Immer schauen, immer hören
in sich selbst und nie genug . . .
das ist Beten — niemals stören
einer Seele leisen Flug! — — —

Johannes Brahms setzte sich auf die Granitbank, ließ den langen, weißen Bart auf die Brust sinken und gedachte seiner Toten, die hier ruhten. Mit beiden war er ja den letzten Weg gegangen, und beidemal war es ein so schöner Tag wie heute gewesen, und beidemal hatten die Vögel so lebensfroh um die Gräber gezwitschert, als gebe es für sie kein Sterben und kein Abschiednehmen von der Welt . . .

Es war ein wundervoller Sommerabend Ende Juli, die Luft so lau und kosend, wie



Robert Schumann

Nach einer Daguerrotypie aus dem Jahre 1850 im Schumann-Museum in Zwickau

*Aufnahme 1842 von
für Kunstverlag!*

ein Kinderhändchen, das schmeichelnd über eine Wange streicht, als sie, von Endenich kommend, dem alten Sterntor in Bonn sich näherten. Barhaupt gingen er, Joachim und Dietrich mit Lorbeerkränzen dicht hinter dem Sarge — junge, junge Männer, das Herz noch heiß und verlangend, und der weiche Sommerwind, untermischt von dem Duft der Blumen auf dem Sarge, strich durch Joachims dunkelbraunes Haar und seinen eigenen hellblonden Schopf. O, sie waren noch so jung, und Schumann war tot! Mit sieben Kindern ließ er seine Klara zurück. War es zu verwundern, daß seine Gedanken auch in diesem Augenblick mehr der geliebten Frau als dem toten Freund und Meister galten?

Das Glockengeläute wurde lauter, als die Straßen sich erweiterten und der Sarg mit dem kleinen Gefolge sich dem Marktplatz näherte. Da aber strömte es herbei, als sei das ganze rheinische Volk von Düsseldorf und Köln nach Bonn gepilgert, um einen letzten Blick auf den Sarg zu werfen, der unter Kränzen und Palmen die irdische Hülle eines Mannes barg, dessen Lieder in aller Herzen gedrungen waren. Und da standen auch Otto Jahn und Klaus Groth, beide bleich und erschüttert, um sich dem Zuge anzuschließen, der sich eine Gasse durch die teilnehmende Menge bahnen mußte, als er auf den Marktplatz kam. Leute aus allen Ständen waren herbeigeeilt, als gelte es, einen Fürstenzug zu sehen. Es war in der Tat, wie Klaus Groth, der Dichter, später erzählte, als hätte plötzlich, unwillkürlich die Bevölkerung Bonns die Kunde durchschauert: einer der edelsten Deutschen sei auf seinem letzten Wege und wer könne, müsse noch einen letzten Blick tun auf die Reste, die einen Genius ersten Ranges beherbergt und nun dem Staube übergeben würden.

Auch der Kirchhof war schwarz bedeckt von Menschen, und nur wenige haben wohl den Nachruf gehört, den Ferdinand Hiller

dem toten Freunde mit erstickter Stimme widmete. In ihm, Johannes Brahms, aber war ein Tönen, so dumpf, schmerzvoll-bang und doch erlösend, wie ein Requiem.

♦

Und wie still, wie sonntagsstill war es an jenem Pfingstsonntagmorgen, als er, vierzig Jahre später, wieder hinter einem Sarge durch das alte Sterntor ging. Da meinte er, es sei auch sein letzter Weg, da er seine einundsiebzigjährige Klara Schumann begleitet. Freilich, als er ihr damals, kurz nach dem Tode ihres Mannes, die Hand bot, da hatte die um zwölf Jahre ältere Frau weh- und schmerzvoll gelächelt. Sollte jetzt der schöne Freundschaftsbund zwischen ihr und dem Zweundzwanzigjährigen, den sie enttäuschen mußte, weil ihr Herz noch immer dem Vater ihrer Kinder gehörte, zu Ende gehen?

Aber die Liebe, seine verehrungsvolle Liebe, bestand auch diese Probe. Rein und stark ging sie aus ihr als Sieger hervor, und seine liebevolle Freundschaft zu der auch im tiefsten Unglück standhaften Frau ist zeitlebens so die gleiche geblieben, daß er zu Widmann sagen konnte: „Wenn Sie etwas schreiben, so fragen Sie sich immer, ob eine Frau wie die Schumann mit Wohlgefallen ihren Blick darauf könnte ruhen lassen. Und wenn Sie das bezweifeln müssen, so streichen Sie es aus.“

Und nun war auch Klara tot. Und als die Räder des Totenwagens durch den Friedhofskies knirschten, da war es ihm, als wolle sich der strahlende Pfingsthimmel verfinstern. Das Gezwitscher der Vögel verstummte, und wie umflort von düstern Wolken stand das weiße Steinbild Roberts, das sie ihm vor sechzehn Jahren gesetzt hatten. Etwas Heischendes lag in der Gebärde seiner Hand — so, als greife er, der sich im Leben restlos verschwendet hatte, nach dem toten Gemahl, nach der Frau, die

bis in den Tod mit ihrer ganzen Liebe nur ihm — nur ihm gehörte! Und da, hinter dem Grabdenkmal, wo er bei der Enthüllung ein Trauerkonzert dirigierte, klang es wie das Grollen gedämpfter Pauken.

Heiß, wie einst im Herzen, brannte es da Brahms in den Augen. Er wollte nicht weinen, nicht nach außen, und so weinte er nach innen, bis sein Herz blutete, und er sein tiefstes Requiem litt!

Am Grabe Klaras, aus dem brennenden und tränenlosen Schmerz um ihren Verlust entstand, wie er meinte, sein Letztes und Bestes, und als er die kleine Grabschaufel ergriff, von ihren Kindern umringt, und leise, leise die Erdkrümchen auf ihren Sarg rieseln ließ, da strahlte wieder der Himmel, die Vöglein jubilierten, Robert warf seinen Trauerflor ab, und der Tod, der unerbittliche Tod, der ihn von Klara trennte, hatte

mit einem Mal seinen scharfen Stachel nicht mehr. „Sie lebt, und ich sehe sie wieder“, sang es in ihm. „Und siehe, Klara, ich sage dir ein Geheimnis: Wir werden nicht alle entschlafen, wir werden aber alle verwandelt werden.“

„Selig, selig sind die Toten . . .“

Ganz dicht war Johannes Brahms an die Gräber seiner Toten getreten. Schön an ihm war noch immer die klare, leuchtende Stirn mit den starken Brauen. Mürrisch wie immer war aber auch jetzt das wie von Zigarrenrauch gefärbte Gesicht des alten Junggesellen, als er, wie beim Dirigieren, langsam die Hand hob. Aber er gab nicht dem Chor der Vögel das Zeichen zum Anfang, sondern seinem Requiem. Und er lauschte in sich hinein bis zum Schluß, der tröstend und verheißungsvoll „Auf Wiedersehen“ sang.

★

Otto Teich-Balgheim:

Agathe von Siebold

„Du, Fritz, watt seggst du nu? Schumann hett seggt, min Hannes is 'nen groten bedüdenenden Künstler, he ward noch mal 'en tweeten Beethoven!“

Jakob Brahms fuchtelte mit einem gedruckten Heft vor dem Gesicht seines alten Freundes Fritz Becker herum, mit dem er vor mehr als fünfundvierzig Jahren von Heide in Holstein nach Hamburg gewandert war, den „Kunterbaß“ auf dem Rücken, der andere das Waldhorn im Arm, um sich in der großen Hafenstadt allmählich vom Musikanten in Matrosenkneipen und Tanzlokalen zum Flügelhornist im Musikkorps der Bürgerwehr und schließlich zum Kontrabassist des Städtischen Theaterorchesters durchzuringen.

Dem Becker imponierte die Botschaft nicht im geringsten, er hörte sie wohl, aber der Glaube fehlte ihm.

„Watt? Dien ollen, dämlichen, blonden Bengel sall en Beethoven warden? Du büst woll nich klook? Ut dienem drügen Hannes ward sein Lewdag keenen groten Musiker, datt segg ich di, ich, Fritz Becker! Wo kannst du so 'n Unsinn glöben?“

Aber der glückliche Vater, der immer wieder auf das geöffnete Heft schlug, ließ sich nicht irre machen.

„Schumann hett't seggt, der Robert Schumann, datt is wahrhaftig woher, hier steiht“ — und er las mit erhobener Stimme die Hauptstellen aus dem Aufsatz Robert Schumanns, des großen Komponisten und

Düsseldorfer Musikdirektors, vor, den dieser unter dem Titel „Neue Bahnen“ in der „Neuen Musik-Zeitung“ vom 28. Oktober 1853 veröffentlicht hatte — „hier steht: „ . . . es würde und müßte einmal plötzlich einer erscheinen, der den höchsten Ausdruck der Zeit in idealer Weise auszusprechen berufen wäre, einer, der uns die Meisterschaft brächte . . . Und er ist gekommen, ein junges Blut, an dessen Wiege die Grazien und Helden Wache hielten. Er heißt Johannes Brahms . . . wir heißen ihn willkommen, als stärksten Streiter . . .“ Dat seggt Schumann, hier steiht ett gedruckt!“

Wie glücklich waren Vater und Mutter Brahms in Hamburg, daß ihrem schlanken blonden Jungen, dem „Schüchternen, Verlegenen, Unfreien“, der erst zwanzig Jahre zählte, der lange Weg als Musikant von dem großen Düsseldorfer Meister geebnet, daß ihm dieses Lob öffentlich vor aller Welt erteilt wurde.

Den ganzen Oktober 1853 hindurch hatte Johannes Brahms in Düsseldorf bei Robert und Klara Schumann gewohnt, bei diesem großen Künstlerpaar hat sich sein Schicksal gewendet und geklärt. In der Kunststadt am Niederrhein hatte der natürliche, reine, bescheidene und liebe Mensch, das junge musikalische Genie, überall die herzlichste Aufnahme und die aufrichtigste Bewunderung gefunden, vor allem in den Familien der großen Düsseldorfer Maler jener Zeit, bei Lessing, Schirmer, Sohn und andern. Düsseldorf darf mit Recht den Anspruch erheben, die Wiege seines Ruhmes zu sein.

Der Lebensweg des jungen Künstlers, der bis dahin von Hamburg ausgehend zu Liszt nach Weimar und dann nach Düsseldorf geführt hatte, ging nun nach Hannover. Von dort rief ihn das tragische Schicksal seines großen Wegbereiters wieder nach Düsseldorf, nachdem Robert Schumann sich in selbstmörderischer Absicht in den Rhein gestürzt hatte und nun

in völliger Geisteskrankheit die letzten Lebensjahre in einer Anstalt bei Bonn verdammete. In edler aufrichtiger Freundschaft trug Brahms das schwere Los Klara Schumanns mit, einer Freundschaft, die nach der endlichen Erlösung des unglücklichen Meisters von beiden Seiten die Grenzen inniger Liebe streifte, einer Liebe, die zu verzichten wußte. Seit dem ersten Besuch bei den Schumanns im Jahre 1853 kehrte Brahms dann immer wieder nach Düsseldorf zurück, übersiedelte dann 1855 hierhin, erlebte hier die beiden Niederrheinischen Musikfeste dieses und des nächsten Jahres und trat — nachdem er die Absicht, sich für dauernd in Düsseldorf niederzulassen, endgültig aufgegeben hatte — eine Stellung am fürstlichen Hofe in Detmold an. Klara Schumann verlegte zu jener Zeit ihre Wohnung nach Berlin.

Im Juni 1858 schrieb der Göttinger Musiker Julius Otto Grimm an Brahms: „Macht es Dir Vergnügen, ein paar gute Stimmen (die in sehr lieben Mädchen beherbergt sind) singen zu lassen, so stehen sie Dir hier mit Freuden zu Gebot“. Da auch Klara Schumann in jenen Tagen in Göttingen weilte, so riß sich Brahms von seinen dringlichen Arbeiten auf wiederholte Einladungen endlich los und traf im Sommer in der alten Universitätsstadt ein, in der er bereits fünf Jahre vorher eine köstliche Zeit mit dem weltberühmten Geiger Joseph Joachim verbracht hatte, eine fröhliche Zeit, aus deren Erinnerung die „Akademische Festouvertüre“ entstanden ist.

Nun kam er in den Kreis junger, lebensfroher Menschen, für die Musik das Köstlichste war, mit dem sie ihr Leben zu schmücken wußten. Hier ergriff nun die erste große und einzige Liebe seines Lebens den jungen Musiker, wenn man seine Liebe zu Klara Schumann, die fast anderthalb Jahrzehnte älter als er und Mutter mehrerer Kinder war, mehr als glühende Verehrung einer gereiften Frau,

der Gattin eines ebenso verehrten verstorbenen Freundes auffassen will, was wohl auch das Richtige sein dürfte.

Zu den Göttinger „sehr lieben Mädchen, die gute Stimmen beherbergten“ (wie Grimm ihm geschrieben hatte), gehörte die dreiundzwanzigjährige hochgebildete und musikalische Tochter *Agathe* des Universitätsprofessors *Eduard von Siebold*. Zu ihr faßte der junge, damals schon sehr berühmte Komponist *Johannes Brahms* — er stand im Alter von 25 Jahren — eine tiefe Zuneigung, und seine Liebe wurde von *Agathe* erwidert. Bald war es offenes Geheimnis in der kleinen Stadt, daß beide ein Paar werden würden. *Klara Schumann*, die reife Frau, fühlte sich durch das offene Liebesgetändel der beiden jungen Leute verletzt und zurückgesetzt und verließ Göttingen. Das innige, doch reine Liebesverhältnis zwischen *Johannes* und *Agathe* dauerte bis zum nächsten Jahre und drängte schließlich, um den Ruf der jungen Dame, die den ersten Gesellschaftskreisen Göttingens angehörte, zu wahren, zur öffentlichen Verlobung, die *Freund Grimm* schließlich von dem zögernden *Brahms* in einem geradezu ultimativen Briefe forderte.

Die „mit Hoffen, Beten und Weinen“ — so schrieb später *Agathe* selbst — erwartete Antwort kam. Zu Tode betrübt las sie: „Ich liebe Dich! ich muß Dich wiedersehen! aber Fesseln tragen kann ich nicht! Schreibe mir, ob ich wiederkommen soll, Dich in meine Arme zu schließen, Dich zu küssen, Dir zu sagen, daß ich Dich liebe!“

„Da kämpfte das Mädchen einen harten Kampf, den schwersten seines Lebens; die Liebe wollte ihn um jeden Preis halten, komme was da wolle, die Pflicht, die Ehre geboten, zu entsagen, und die Pflicht und die Ehre siegten. Das Mädchen schrieb den

Scheidebrief und weinte, weinte jahrelang über ihr gestorbenes Glück.“ So lauten *Agathe* von *Siebolds* eigene Worte aus später Zeit. Sie hat ihren *Johannes* nie im Leben wiedergesehen und hat ihn niemals wiedersehen wollen —

Agathe von *Siebold*, die neun Jahre später einen braven, aber ganz und gar „amüsischen“ Gatten geheiratet und mit ihm eine stille Ehe geführt hat, ist im Jahre 1909 gestorben und ruht in ihrer Vaterstadt. Wehen Herzens mag sie noch oft nach der Trennung von *Brahms* das Lied gesungen haben:

„Ein Stein wohl bleibt auf des Meeres Grund,
Mein Leid kommt stets in die Höh.“

„Seit zwölf Jahren schon schlummerte der Mann, der ihr dieses Lied und dieses Leid gebracht, an geheiligter Stätte, da wo *Beethoven* und *Schubert* ihre Ruhe gefunden.“ *Johannes Brahms* war am 3. April 1897 zu Wien im Alter von 64 Jahren unvermählt gestorben. Auch er hat die Trennung nie verwunden. Noch viele Jahre später hat er die in Tönen wiederzugebenden Buchstaben des Namens *aga(t)he* in sein *G-dur-Sextett* hineingewoben, in dem dreimal dieser Ruf „*Agathe!*“ erklingt. Aus jener Göttinger Zeit stammen neben drei Duetten für Frauenstimmen (op. 20) fünf Liebeslieder (op. 19), deren beiden ersten, „*Der Kuß*“ und „*Scheiden und Meiden*“ an die Liebe zu *Agathe* erinnern. Im Todesjahr *Agathes*, wenige Monate nach ihrer Beisetzung, wurde in München das „*Erste Deutsche Brahmsfest*“ gefeiert. Auf ihr Grab hatte der Sohn *Joseph Joachims*, das Patenkind von *Brahms*, im Auftrag der Deutschen *Brahmsgesellschaft* einen Lorbeerkranz niedergelegt: „*Der Jugendfreundin des Meisters*“. — —

Neuerwerbungen der Graphischen Sammlungen im Jahre 1937

Als im Jahre 1778 unter Kurfürst Carl Theodor die Bergischen Stände ihre Einwilligung zum Ankauf der Sammlung von Handzeichnungen und Druckgraphik aus dem Besitz des ersten Akademiedirektors Lambert Krahe gaben, wurde ein Schatz kultur- und kunstgeschichtlich gleich wichtiger Zeugnisse gesichert. Der Grundstock zu einer umfassenden Sammlung war damit gelegt. Im Jahre 1906 schenkte Laurenz Heinrich Hetjens der Stadt Düsseldorf seine reiche Ornamentstichsammlung, und seit dem Jahre 1913 setzte, allerdings durch den Ausbruch des Weltkrieges sehr behindert, die Erwerbungspolitik des nach Düsseldorf berufenen städtischen Galeriedirektors Koetschau ein. Ihm gelang es im Jahre 1932 die Krahesche Sammlung, die Eigentum der Akademie war als Dauerleihgabe, mit den eigenen Erwerbungen und den Blättern der Hetjenssammlung zu vereinen. Das von ihm begründete Düsseldorfer Kupferstichkabinett gewann immer mehr an Bedeutung, und es ergab sich die Notwendigkeit, die Öffentlichkeit, deren Interesse an der großen Sammlung aus den verschiedenartigsten Gründen rege ist, über die **Neuerwerbungen**, die in den thematisch begrenzten monatlichen Wechselausstellungen des Kabinetts nicht immer gezeigt werden können, zu unterrichten.

In den letzten Jahren wurden hauptsächlich von den Düsseldorfer Graphischen Sammlungen **Handzeichnungen** erworben. Die vorhandenen Bestände an **Druckgraphik** — weit über 30000 Blätter sind gezählt worden — lassen sich bis zu ihrer endgültigen Bestimmung nicht restlos überschauen. Chronologisch gesehen, stehen zu Anfang der Neuerwerbungen des Jahres 1937 drei Federzeichnungen von Adrian Zingg (1734—1816). Eines der Blätter hat sich topographisch bestimmen lassen, es zeigt ein Motiv aus dem Ostra-Gehege bei Dresden. Für alle Arbeiten ist die friedliche Stimmung der Landschaften, in denen sonntäglich herausgeputzte Menschen, die Frauen unter der Haube und die Männer unter dem Dreispitz, einherespazieren, bezeichnend.

Eine lavierte Bleistiftzeichnung des Dresdener Johann Christian Klengel (1751—1824) stellt ein Landschaftsmotiv aus der näheren Umgebung Roms vor, das zwischen 1790—92 entstanden sein muß. Klengel sind damals von seinem Landesfürsten, dem Kurfürsten von Sachsen, Mittel für eine Reise nach Italien zugesprochen worden, und er hielt sich nachweislich in Rom und der näheren Umgebung der Stadt auf. Mit dieser Reise begann die Zeit seiner Anerkennung. Runge pries ihn als „einen unserer größten jetzt lebenden Landschaftler“ und Goethe lobte und sammelte seine Blätter.

Eine „Landschaft mit Vesuv“ ist eine Arbeit von Christoph Heinrich Kniep (1755—1825), die 1776 datiert ist. Es handelt sich um eine jener klassizistischen Umrißzeichnungen, von denen ein Verlagsprospekt aus dem Jahre 1827 sagt, daß „die Darstellung in Umrissen wohl mit Recht die ungeschminkteste aller Kunstgaben genannt werden könnte . . . da hier die Kunst gewandlos und ohne hebenden Schmuck . . . sich in ihrer unbedingten Nacktheit dem Urteile des Beschauenden darbietet“. Die Handschrift der Federzeichnung verrät Joh. Chr. Reinhart und Hackert als Lehrer des noch jungen Künstlers.

Eigens für Düsseldorf bemerkenswert ist die Federzeichnung des Evangelisten Johannes aus dem Jahre 1823, eine Arbeit des aus Kalkum stammenden Düsseldorfer Akademiedirektors Peter Langer (1756—1824). Düsseldorf besitzt damit auch eine Arbeit dieses Künstlers, dessen zeichnerischer Nachlaß fast ausschließlich in der Staatl. Graphischen Sammlung in München aufbewahrt wird. — Nach Süddeutschland verweist ein Aquarell des Wilhelm von Kobell (1766—1855) „Gezäumtes Pferd“. Das Blatt muß aus der reifen, realistischen Zeit des Künstlers stammen. Die lebenswahre Formensprache läßt eine Arbeit erkennen, die den radierten Pferdeporträts aus dem Jahre 1810 sehr nahe steht.

Besonders hervorgehoben wollen unter den Neuerwerbungen des Jahres drei Arbeiten des Romantikers Ernst Ferdinand Oehme (1797—1855) sein, der ein Schüler Caspar David Friedrichs und ein Freund Ludwig Richters war. Ein Blatt aus einem Skizzenbuch, 1847 datiert, zeigt die Neue Kirche und die Schloßruine von Tharandt, zwischen Dresden und Freiberg gelegen, von Nordosten gesehen. Überaus sauber und fein ist diese Bleistiftskizze, aber der Stimmungsmaler, wie ihn Richter in seinen Lebenserinnerungen nannte, kommt erst in dem aquarellierten Erdhügel zur Geltung. Mit wirklicher Hingabe wurde dieses Stück Erde geschildert, das, gehalten von wirrem Wurzelwerk, überwuchert ist von leuchtendem Moos, Gräsern und saftigen Kräutern. — Im eigentsten Sinne romantisch ist die mit schroffen Federstrichen hingesezte „Landschaft mit Ausblick auf eine Burg“. Geheimnisvoll wirkt der düstere Buchenwald im Vordergrund, der der Helligkeit des Horizontes zustrebende Feldweg mit dem verwitterten Kreuz, die mit spärlichen Nadelhölzern besetzten Berg Rücken des Mittelgrundes und im Hintergrunde dann das Massiv des von der Sonne grell beleuchteten Berges mit der Burg. — Der Sohn des Künstlers, Erwin Oehme (1831—1907), ist jetzt mit einer Landschaft, einem Bauernhause in einem Waldtale, vertreten, die ihn als Schüler von Ludwig Richter

vorstellt. — Eine Sumpflandschaft von Christian Morgenstern (1805—1867) gibt sich als Beispiel des frühen malerischen Realismus des 19. Jahrhunderts.

Zwei Aquarelle von Caspar Scheuren (1810-1887) und Andreas Achenbach (1815—1910) sind in ihrer Gesinnung romantisch zu nennen, wenn auch die Künstler selber mit der eigentlichen Gruppe der nord- und ostdeutschen Romantiker in keine Beziehung gebracht werden dürfen. Scheuren schildert im Rahmen einer phantastischen Gebirgswelt einen an einem See sitzenden Einsiedler, und Achenbach zeigt in einer weiten flachen Landschaft, in deren Mittelpunkt unter dem Schutze einer Eiche eine

Feldkapelle steht — eine Komposition, die sicherlich von Lessing beeinflusst ist — einen der untergehenden Sonne und den Bergzügen am Horizont zustrebenden Wanderer.

Für Handzeichnungen des 16. bis 18. Jahrhunderts wird die Akademiesammlung noch für lange Zeit über die bereits gesicherten Bestände hinaus, eine ergiebige Fundquelle sein. Arbeiten des ausgehenden 18. und 19. Jahrhunderts sind weniger gut vertreten. Das Bild der Entwicklung der deutschen Graphik dieser Zeit gilt es noch zu erweitern und zu vervollständigen.

Dr. Schleuter

Neue Heimatliteratur

Die „Düsseldorfer Jahrbücher“, die im Auftrage des Düsseldorfer Geschichtsvereins von Staatsarchivdirektor Dr. Bernhard Vollmer herausgegeben werden, sind, abgesehen von ihrer anerkannt wissenschaftlichen Bedeutung, für den Freund der engeren und weiteren Heimat Düsseldorf eine wahre Fundgrube des Wissens um die Geschichte der Heimat.

Vier Jahrzehnte nun schon kämpft der Düsseldorfer Geschichtsverein in der vordersten Reihe aller derer, die der Erforschung der niederrheinischen Heimat und ihrer Geschichte uneigennützig nachgehen. So lange auch besteht das „Düsseldorfer Jahrbuch“, dessen 40. Band nunmehr vor uns liegt. Schon rein äußerlich erfreut dieser Band das Auge und lockt dazu, ihn eingehend zu betrachten. Die lichtblaue Farbe des Umschlags, mit seiner klaren, markanten Schrift wirkt beruhigend auch auf den, der der zünftigen Geschichtswissenschaft zaghaft gegenüber steht. Der Löwe mit dem aufrecht stehenden Anker des neuen Stadtwappens, das Oberbürgermeister Dr. Dr. Otto zum Stadtjubiläum schaffen ließ, paßt sich dem schönen Schriftbild freundlich und vertrauenerweckend an.

Der Herausgeber widmet den 40. Band der 650. Wiederkehr der Stadterhebung Düsseldorfs und gedenkt dabei der deutschen und italienischen Verbundenheit in der Vergangenheit, die in der heutigen großen Zeit eine so bedeutungsvolle Erneuerung gefunden hat. Und in der Tat, um dies vorweg zu nehmen: wohl zu keiner Zeit hätte eine Veröffentlichung des Briefwechsels der Kurfürstin Anna Maria Louise von der Pfalz, der Gemahlin Jan Wellems, uns so ergreifen können wie heute, da die Führer Deutschlands und Italiens Hand in Hand um den Frieden Europas kämpfen. Dieser Briefwechsel, von Dr. Hermine Kühn-Steinhausen, ausgewählt und mit zahllosen Erläuterungen versehen, muß von allen Heimatfreunden freudigst begrüßt werden. Er erschließt uns den Weg zu der Frau, die unserm Jan Wellem am nächsten gestanden hat,

und die wir in ihren Briefen nun so lebensvoll und oft so rührend erkennen. Wie nicht anders zu erwarten, spielen aus diesen Briefen manche Streiflichter über die hohe Politik jener bewegten Jahre. Das Hofleben in Düsseldorf, in Benrath und Bensberg wird oft mit knappen Worten so treffend geschildert, das es lebendig vor uns ersteht.

Der Weihe des Jahres entspricht die grundlegende Untersuchung Dr. Vollmers über „Die Bedeutung der Schlacht bei Worringen“, die den 40. Band einleitet. Dr. Vollmer rückt die Schlacht von Worringen in eine Beleuchtung, die nicht nur neu ist, sondern den Kern ihrer Bedeutung trifft. Er weist nach, daß es damals um ganz große und zukunfts schwere Entscheidungen für das Reich ging. Die Schlacht bei Worringen beendete die Bestrebungen um den Aufbau eines westdeutschen Einheitsstaates und wurde zur Wurzel der rheinischen Kleinstaaterie, die dann durch viele Jahrhunderte so verhängnisvoll sich auswirkte. Daß bei dieser Betrachtung der Verhältnisse die Stadterhebung Düsseldorfs eine überörtliche Bedeutung erhält, ist von besonderem Interesse. Interessant ist auch die als Anhang gebrachte Untersuchung über den Limburger Löwen im bergischen Wappen.

Staatsarchivrat i. R. Dr. Friedrich Lau, der hochverdiente Verfasser der „Geschichte der Stadt Düsseldorf“ bringt im vorliegenden 40. Band den zweiten Teil seiner Arbeit über die Regierungskollegien zu Düsseldorf und den Hofstaat zur Zeit Johann Wilhelms (1679—1716). Eine eingehende Bearbeitung der Quellen ermöglicht es dem Verfasser, die personelle Gestaltung des Hofdienstes in seinen vielfachen Untergliederungen darzustellen. Der Leser erhält einen Einblick in die Verhältnisse des Hofes, wie ihn keine weitschweifende Schilderung besser geben könnte.

Die Jülich-Bergische Landesaufnahmen im 18. Jahrhundert behandelt Archivrat Dr. Wilhelm Güthling. Von Merkator über Phoennies und Clarenbeck bis Wiebeking geht der Verfasser liebens-

würdig und mit scharfer Sachkenntnis auf die Topographie der Jülich-Bergischen Lande und die kartenkundlichen Arbeiten ein. Diese Untersuchungen geben ein erstes Mal eine klare Zusammenfassung der eigenartigen Materie, die uns bislang noch fehlte.

So in aller Kürze übersehen, sei abschließend gesagt, daß das Düsseldorfer Jahrbuch mit seinem 40. Band wieder einmal seine geschichtsvollendete Meisterschaft unter Beweis stellte, würdig seiner Leitung und würdig dem 650. Stadtjubiläum Düsseldorfs. Das Düsseldorfer Jahrbuch ist und bleibt für die Bergische und Niederrheinische Geschichtsschreibung das Standardwerk überhaupt, und so möchten wir gerne wünschen, daß dieses Werk in allen interessierten Heimatkreisen seine volle Würdigung finden möge. * * *

*

Das verflossene Stadtjubiläum war für die Heimatschriftsteller ein willkommenes Anlaß, weitere Beiträge zum vaterstädtischen Schrifttum beizusteuern. Neben dem umfangreichen Quellenwerk von H. Delvos über die Geschichte der Düsseldorfer Denkmäler sind des weiteren zu nennen: Josef Wilden: „Düsseldorf — Fürstenhof, Kunststadt, Wirtschaftsraum“ und die „Chronik der Stadt Düsseldorf“, herausgegeben von Oberbürgermeister Dr. Dr. Otto.

Die Chronik der Stadt Düsseldorf (erschieden im Curt Hermann Weise-Verlag, Berlin, in der Reihe Chroniken deutscher Städte, Preis 0.80 RM) verdankt ihre Entstehung einer Anordnung des Oberbürgermeisters, der, wie er in der Festsitzung der Ratsherren am 14. August bekundete, schon kurz nach seinem Amtsantritt die Herausgabe einer solchen Arbeit veranlaßte. Die Chronik sollte in kurzen Zügen und in schlichter, einfacher Sprache die geschichtlichen Ereignisse darstellen, die für Düsseldorfs Entwicklung und Gestaltung von Bedeutung gewesen sind. Der Auftrag an die Verfasser: Paul Kauhausen, Karl Riemann und Hugo Schick, war dahin begrenzt, daß das Geschehen seit der Besitzergreifung Düsseldorfs durch Preußen, also von 1815 ab nur zusammenfassend behandelt werden sollte, weil die Geschichte Preußen-Deutschlands seit dieser Zeit in ihren großen Zügen als bekannt vorausgesetzt werden dürfte. So behandelt die Chronik in der Hauptsache den älteren Zeitraum, angefangen von der frühesten Geschichte und der Stadtwerdung Düsseldorfs über die Herrschaft der bergischen Grafen und Herzöge, die Fürsten aus dem pfalz-neuburgischen und dem wittelsbachischen Hause bis zur Abtretung der niederrheinischen Territorien an die Franzosen. Das letzte Jahrhundert hat in seinen Hauptzügen eine zusammengedrängte Würdigung erfahren. Wie der Umfang und die Art der Darstellung, so wurde eben auch der Inhalt weitgehend durch den Zweck bestimmt, den die Chronik erfüllen sollte. Sie geht mit klarem Blick für das Wesentliche den hervor-

stechendsten Merkmalen der äußeren und inneren Gestaltung unserer Stadt nach. Es wird aufgezeigt, welche Rolle Düsseldorf in dem politischen Geschehen der vergangenen Jahrhunderte und in dem Prozeß der wirtschaftlichen und geistigen Umgestaltung im letzten Jahrhundert gespielt hat. Sie führt aus der Vergangenheit herauf bis in die jüngste Gegenwart und klingt schließlich aus in dem dankbaren Bekenntnis zum Führer, dem auch Düsseldorf eine neue glückhafte Entwicklung verdankt. So ist die Chronik weit entfernt davon, etwa ein Verwaltungsbericht über die kommunalpolitischen Aufgaben der Gemeinde zu sein, sie ist weder Statistik noch trockene Geschichtsvorlesung. Sie ist mit der Liebe dreier Rathausbeamten zu ihrer Vaterstadt geschrieben, deren Sachkunde für die Genauigkeit der Daten ausreichend bürgt, und denen es in der Beschränkung auf 80 Seiten gelungen ist, die Geschichte fast eines Jahrtausends knapp und übersichtlich zur Darstellung zu bringen. So ist die Chronik eine gute Einführung in die Geschichte unserer Stadt. Sie bietet dem Leser manche wertvolle Anregung und führt geschickt in die tiefere Betrachtung des Werdens und Wachsens der Gauhauptstadt ein. Nicht nur in jeder Schule, mehr noch in jeder Familie sollte die Chronik heimisch werden. Sie soll, wie Oberbürgermeister Dr. Dr. Otto in seinem Vorwort sagt, die Bürger von Düsseldorf noch enger mit ihrer Heimat verbinden. Wir möchten glauben, daß die Chronik, die mit zahlreichen Bildern ausgestattet ist, diesen Zweck in vollem Umfange erfüllt.

*

Dr. Josef Wilden hat als Mitarbeiter der Handwerkskammer, als städtischer Beigeordneter und zuletzt als Geschäftsführer der Industrie- und Handelskammer einen tiefen Einblick gewonnen in die wirtschaftlichen Wachstumskräfte unserer Stadt. Seine berufliche Tätigkeit ist maßgeblich auf den Anschauungen begründet, die die führenden Männer des Düsseldorfer Wirtschaftslebens um die Jahrhundertwende vertreten haben: Lueg, Schieß und Beumer, um nur einige der wichtigsten zu nennen. So wie die Tätigkeit dieser Männer keineswegs auf das Nur-Kommerzielle beschränkt war, sondern das Wirtschaftsproblem bewußt als ein Teilgebiet des Gesamtlebens unserer Stadt aufgefaßt wurde, so hat sich auch Wildens Streben von einer allzu straffen Bindung an die Erscheinungen des rein wirtschaftlichen ferngehalten. Seine wirtschaftspolitischen Schriften, die im Laufe der vergangenen Jahrzehnte, vornehmlich aber seit 1920 erschienen sind, ordnen das Einzelne stets in das Ganze ein. Ihr zweites Merkmal ist die geschichtliche Betrachtungsweise, aus der Wilden wohl die wertvollsten Anregungen für die Forderungen der Gegenwart ableitet. Die Verbindung von Kunst und Wirtschaft, beide beruhend auf der fürsorglichen Regentschaft der bergischen Fürsten, sind ihm das für das Wesen Düsseldorfs wichtigste Merkmal. Diese Verbindung

allerdings, die die Fürsten aus Gründen ihres politischen Ansehens, aber auch aus innerer Hinneigung zu künstlerischen Dingen einst geknüpft, haben ihre eigentliche Bewährung gefunden, als die Wirtschaft selbst im 19. Jahrhundert das Erbe der fürstlichen Mäzene antrat. Es ist daher sachlich begründet, daß gerade diesem Zeitraum in dem Wilden'schen Buch (erschienen bei Bagel, Düsseldorf, Preis 3.60 RM) ein breiter Raum gewidmet ist. Es wäre indessen ein Irrtum, wollte man annehmen, daß alle wirtschaftspolitischen Erscheinungen, wie etwa die Gründung der Handelskammer, der Eisenbahn- und der Dampfschiffahrtsgesellschaften sich von vornherein in den Dienst der Kunstförderung gestellt hätten. Entscheidend war allein, daß diese Vorgänge von Männern ausgingen, die — nach 1870 noch mehr als in den voraufgegangenen Jahrzehnten — sich auch den künstlerischen Dingen gegenüber sehr empfänglich erwiesen. Diese gegenseitige Durchdringung von Kunst und Wirtschaft hat im Düsseldorfer Ausstellungswesen, im Ausbau der Kunststätten und in der Errichtung des Kunstpalastes ihren nachhaltigen Ausdruck gefunden. Daß dieses Verhältnis, durch Krieg und Nachkriegszeit wohl gestört, sich als von dauerhafter Wirkung erwies, das hat die jüngst erfolgte Gründung des Museumsvereins dargetan. So ist die Gewähr gegeben, daß auch im nationalsozialistischen Düsseldorf der Treubund zwischen Kunst und Wirtschaft

im Sinne einer höheren Kultur sich aufs glücklichste bewährt.

Josef Wilden ist allen diesen Strömungen, den wirtschaftlichen Geschehnissen und dem künstlerischen Werden mit liebevollem Suchen nachgegangen. Er hat ihrem Zusammenklang freundliche Betrachtungen gewidmet und manchen schätzenswerten Beitrag namentlich zur jüngeren Geschichte Düsseldorfs beizusteuern gewußt. Gleichwohl hält sich das Buch frei von exakt wissenschaftlichen Untersuchungen. Es will nicht die Standardwerke der Düsseldorfer Geschichtsforschung ersetzen, sondern, wie der Verfasser selber dartut, mit einigen Skizzen wiedergeben, was er an Eindrücken in dieser Stadt empfangen hat. Dieses Ziel ist in vollem Umfange erreicht. Das Kapitel, das Wilden den schöpferischen Gestalten der Wirtschaft und den Schlußbetrachtungen gewidmet hat, berechtigt zu dem Wunsch, daß auch die junge Generation der Wirtschaftsführer sich des verpflichtenden Erbes stets bewußt bleiben möge. Jenseits der dankbaren Anerkennung dessen, was ihre Vorväter geschaffen, wird das Buch zu einem warmherzigen Appell an alle, denen Kunst und Wirtschaft als das Lebens- element Düsseldorfs bewußt geworden ist, und die sich für eine frohe und stolze Zukunft dieser einzigartigen Stadt verantwortlich wissen.

H. D-s.



Aus der Chronik des Heimatvereins „Düsseldorfer Jonges“ e. V.

In diesem Jahre wurden wie immer, die besten Heimatgrüße der Mitglieder an den Verein prämiert. Franz Müller machte das sehr geschickt und begann:

„Wem Gott will rechte Gunst erweisen
Den läßt er in die Ferien reisen.
Er reiset ab, die anderen bleiben,
Doch den Daheimgebliebenen muß er
schreiben — — —“

Der beste Gruß kam von der Ölgangsinsel. Hier soll er folgen:

Wohin reis' ich en min Ferie?
Vör mich litt en janze Serie
Von Prospekte, Einladungen,
Fahrten — Reisen — Wanderungen.
En Reis' no Tirol — duhrt mich zu lang,
Am „Eiger“ kraxele — ben ich zu bang.
Vör an de See — hann ich ken Ziet,
Beim „Kanal-durch-schwemme“ komm ich doch
nit wiet. —
Ich könnt versuffe — et Wasser hätt' ken
Balke —

Dann leewer langsam an Arterie verkalke.
Ich neh'm' mie Fräuke frei on frank,
On leg' mich „drööwe“ op d'r Strangk,
On bau mich do met eig'ner Hand
En Villa hin us nasse Sand.
Doför bruch ich, ohne zu prahle,
Ken Meet on och ken Stüür zu zahle.
Do fong ich en dem Abfallskorf
Ene schöne Groß us Düsseldorf.
Do hätt mich die „Jakobe von Baden“
Zu ihrer Hochziet engelade,
On zum „650. Stadtjubiläum“!
Jong — dat wor für mich e Te Deum!
Was scheert mich Berg — was scheert mich
See?
Ich bleibe hier, in Eurer Näh —
Und weih' mit Euch den Brunnen ein.
Herzlich grüßt G. Mackenstein.

Weiterhin wurden die Grüße von A. Sieburg, Paul Gehlen, Josef Schaaf und Willi Weidenhaupt ausgezeichnet.



Aber noch ist die Einweihung des Fischerbrunnens bei allen in frischester Erinnerung, da kommt schon wieder die Kunde von einer bevorstehenden neuen Feierlichkeit. Auf Anregung und mit Hilfe der „Düsseldorfer Jonges“ soll im Oktober die neue hergerichtete Jan Wellem-Kapelle, die zur Erinnerung an die Geburt des „Kurfürsten von Düsseldorf“ errichtet wurde, der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Die Erneuerung ist schon so weit gediehen, daß die erinnerungsgeweihte Kapelle in neuem Gewande prangt. Die Arbeiten am Dach und am Verputz sind abgeschlossen, und um einen neuen Steinfußboden, der sehr wünschenswert ist, bemühte sich bereits der Verein bei der Stadtverwaltung. Als Ausschmückung sind besondere Bildwerke vorgesehen. So wird die Kapelle, die keinen sakralen Zwecken mehr dienen soll, künftighin jedem Heimatfreund Freude bereiten.

*

Am 13. September ehrte der Heimatverein im großen Saale „Zum Stern“ bei dem Mitglied Theodor Längen, das alte ruhmreiche Niederrheinische Füsilier-Regiment Nr. 39. Hauptmann a. D. von Knoblauch berichtete interessant über die Regimentsgeschichte und hob vor allem die großen Verdienste unseres Mitgliedes Generaldirektor a. D. Heinrich Wiedemeyer um die 39er hervor. Einen breiten Raum nahmen die Darlegungen über den alten Schellenbaum der 39er, der seit dem 650. Stadtjubiläum wieder vom aktiven Regiment mitgeführt wird, über die „Kaiserfahne“ und über das von Hauptmann von Knoblauch gegründete Garnisonmuseum ein. Als dann der große 39er-Film lief, wurde noch einmal das ganze

Geschehen um das Düsseldorfer Regiment lebendig. Man sah die feierlichen Aufzüge und viele bekannte Gesichter, die teilweise schon längst das Zeitliche gesegnet haben; so den Feldherrn Ludendorff, den General Dieffenbach und unser Gründermittglied, der berühmte Schlachtenmaler Theodor Rocholl. In diesem Film löste eine Heimaterinnerung die andere ab. Zum Beschluß referierte Oberinspektor Pfundt lebhaft über das kommende 39er-Denkmal.

*

Unser verehrtes Mitglied Studienrat P. Th. Gather übersandte dem Verein sein Bild. Das mit beigefügte liebenswürdige Gedicht bringen wir allen „Düsseldorfer Jonges“ zur Kenntnis:

Vör tweionsecksig Jor bön ech en Strömp
gebore
Möt Schümmelshörkes, die ech vür on no
verlore;
Ech han studeet wietaff on noh — am Rhin die
Bröker,
Die Sömp, die Bölt, die Dörper — on och Hoop
Böker.
Wat kom dobei eruut? — et wosse längs die
Aale:
Wat os et Läve göfft, dat mot mer schwor
betale!
Och bute wor et schön, mar Glöck han ech
gefonge
Em Heem allein on bei de „Düsseldörper
Jonge.“

P. Th. Gather
12. 9. 38.

x

Veranstaltungen des Heimatvereins „Düsseldorfer Jonges“ e. V. im Monat Oktober 1938

- Dienstag, den 4. Oktober: Monatsversammlung (Vereinsheim)
- Dienstag, den 11. Oktober: Heimatabend (Vereinsheim)
- Dienstag, den 18. Oktober: Feierliche Einweihung der alten, wiederhergerichteten „Jan Wellem-Kapelle“ an der Fährstraße durch die „Düsseldorfer Jonges“. Zu dieser großen Veranstaltung sind unsere verehrten Damen mit Angehörigen herzlichst eingeladen. Hierzu ergeht noch eine besondere Einladung.
- Dienstag, den 25. Oktober: Studienrat P. Th. Gather spricht über: „Das heimische Handwerk in unseren Familiennamen“. (Vereinsheim)
- Dienstag, den 1. November: Fällt aus wegen Allerheiligen